

Mozart, der Millionär

Über Geld spricht man nicht?

Das sieht Mozarteum-Altrektor

Günther G. Bauer in seinem

penibel recherchierten Buch

„Mozart. Geld, Ruhm und

Ehre“ ganz anders.

THOMAS MANHART

Was wissen wir über Mozart? Nahezu alles, was den musikalischen Genius anbelangt, aber viel zu wenig über sein alltägliches Leben. Die Folge sind Mythen und Legenden, wie jene vom verarmten Genie, die sich in den Köpfen der Menschen festgesetzt haben. Zum Beispiel stellt sich immer wieder die Frage: Wo ist das Geld hingekommen, das der hoch verschuldet gestorbene Mozart verdient haben müsste?

„Wir haben eine Reihe von Umfragen gemacht. 90 Prozent der Menschen auf der Straße sagen: Er wird es verspielt haben, oder?“, zitiert Mozarteum-Altrektor und Mozart-Experte Günther G. Bauer die Volksmeinung. Dass diese Vermutung ebenso falsch ist wie viele andere Gerüchte rund um den berühmtesten Sohn Salzburgs, lässt sich in Bauers neuestem Buch „Mozart. Geld, Ruhm und Ehre“ nachlesen – und das nicht wissenschaftlich trocken, sondern gewürzt mit einer Vielzahl von plastischen Beispielen und 144 Abbildungen.

Mozart und das Geld. Wofür hat er wie viele Gulden und Kreuzer ausgegeben? Was hat er eingenommen, was wurde ihm geschenkt? Warum hatte er trotz gutem Verdienst immer wieder Schulden? Rund um diese Themen haben Günther G. Bauer und ein engagiertes Team von 23 Mitarbeitern rund fünf Jahre lang recherchiert und zum Teil spektakuläre Erkenntnisse über Mozarts „Wiener Jahre“ von 1781 bis zu seinem Todesjahr 1791 gewonnen. Dabei konnten folgende Thesen endgültig widerlegt werden:

☆ **War Mozart ein verarmtes Genie?** Ein Genie ja, aber keineswegs verarmt. Mozart war gut situiert und lebte standesgemäß, was Kleidung bzw. Luxus anbelangte. Als Kom-

ponist, Musiker, Dirigent und Klavierlehrer wohlhabender Damen verdiente er mit mehr als 5000 Gulden pro Jahr inklusive diversen Geschenken überdurchschnittlich – umgerechnet auf die heutigen Verhältnisse sind dies zirka 1,8 bis 2 Millionen Euro während der elf Jahre in Wien. Mozarts „recht hübsches eingerichtetes Zimmer auf dem Graben“ wich bald größeren und teureren Wohnungen, unter anderem einer Sommerresidenz mit sieben Zimmern, Remise für die Kutsche und Stallung für zwei Pferde im Alsergrund.

☆ **Hat Mozart nicht Unsummen beim Spiel verloren?** Trotz jahrelanger Bemühungen konnte bis heute nicht nachgewiesen werden, dass Mozart Opfer seiner Spielleidenschaft geworden wäre. Die akribisch errechneten Ein- und Ausgaben deuten eher darauf hin, dass Mozart – neben geringeren Ausgaben für Billardwetten und Glücksspiele – den größten Teil des Gelds für sich, seine Familie und Freunde ausgegeben hat. Mozart soll einerseits gegenüber Freunden recht spendabel gewesen sein und hatte andererseits nie gelernt, mit Geld umzugehen, da sein Vater bis zu Mozarts 24. Lebensjahr für alle Finanzangelegenheiten zuständig war.

☆ **Aber so teuer kann das Leben doch auch zur Mozart-Zeit nicht gewesen sein?** Offensichtlich schon. Die hohen Lebenshaltungskosten eines „Herrn von Mozart“, der in gesellschaftlichen Schichten des Adels und der Geldaristokratie verkehrte und deshalb auch

selbst einen „fast aristokratischen“ Lebensstil pflegte, sind im Buch von Günther G. Bauer in etlichen Beispielen dokumentiert. Von der eleganten Kleidung mit Frack und Seidenstrümpfen über Licht- und Heizkosten, Schmuck und Tafelsilber, Ärzte und kostspielige Kuraufenthalte seiner Frau Constanze bis hin zu Diensthofen und festlichen Vergnügungen lebte die Familie Mozart oben drein weit über ihre Verhältnisse. Nicht zu vergessen die Kosten für Essen und Trinken – bezeichnenderweise trägt eines der Buchkapitel den Titel „Fasane, Austern, Champagner und Kaffee“.

Figaro-Einnahmen reichten nicht einmal für Noten und Porto

Hinzu kamen Ausgaben für künstlerische Notwendigkeiten wie den Ankauf von Instrumenten oder auch „nur“ die Kosten für Notenpapier und Porto. „Wir haben nachgewiesen, wie viele Notenblätter er zum Komponieren gebraucht hat. Und das Thema Porto hat in der Mozart-Forschung bislang überhaupt keinen Menschen interessiert, aber es wurden dauernd Noten hin- und hergeschickt, was Unsummen gekostet hat. Für Noten und Porto hat Mozart in etwa doppelt so viel ausgegeben, wie er mit dem Figaro verdient hat“, berichtet Günther G. Bauer. Nach den neuesten Erkenntnissen lebte Mozart letztlich mit einer Loch-auf-Loch-Mentalität, zahlte Schulden erst dann, wenn er fast schon geklagt wurde, aber dies immer im Bewusstsein: „Ich kann mühelos noch zehn Opern schreiben, ich hole das alles wieder herein...“

Fazit: Mit 1200 Quellenverweisen, darunter die Entdeckung eines zunächst unscheinbaren 20-Seiten-Büchleins („Genaue Rechnungstafel, Wien 1788“), das sich für die Berechnung damaliger Lebenshaltungskosten als Glücksfall herausstellte, ist das Buch „Mozart. Geld, Ruhm und Ehre“ ein Meilenstein der Mozart-Alltagsforschung. Günther G. Bauer und seinem Team ist es gelungen, zahlreiche historische Fakten zu sammeln und jene Theorien, die mangels Originaldokumenten lediglich Vermutungen bleiben müssen, in höchstem Maße sachlich zu fundieren.

Buch: Günther G. Bauer: **Mozart. Geld, Ruhm und Ehre.** K. H. Bock Verlag Bad Honnef, 2009, 366 Seiten.



BEIM WORT genommen



Tiefen und Untiefen der Negation (Teil 1)

OSWALD PANAGL

Sprachliche Verneinungen erscheinen auf den ersten Blick als die einfachste Sache der Welt: klar, eindeutig, unmissverständlich. Wer etwas ablehnen will, hat dafür ein statliches Repertoire von Ausdrücken zur Verfügung: *nein, kein, nicht* oder die Vorsilbe *un-* erfüllen diese Aufgaben der Negation offenbar mit der erwünschten Trennschärfe. Tun sie das anscheinend oder nur scheinbar? „Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein.“ – so verkündet das Bibelwort aus der Bergpredigt. Ein drittes, einen Kompromiss sollte es danach nicht geben. So ist es! Ist es so?

Dass sich die Praxis des Alltags nicht an diese strikten Normen hält, zeigt uns schon die Existenz von Wörtern wie *kaum, vielleicht, eher* nicht oder gar die Verschränkung von Zustimmung und Verneinung in der jargonhaften Neubildung *jein*. Nach einem alten Wortwitz sagt ein Diplomat zwar *vielleicht*, aber nicht *nein* – sonst wäre er kein Diplomat. Eine Frau wiederum, die auf sich hält, sagt nie *ja* – auch wenn sie es so meint –, sondern höchstens *vielleicht*, denn anders wäre sie keine Dame. Es gibt also offenbar eine Grauzone, ein Niemandsland zwischen Zusage und Zurückweisung, deren Anwendung von Anstand, Gewohnheit, Umgangsformen, gesellschaftlichen Spielregeln und praktischen Überlegungen gesteuert wird. Der Geist, der stets verneint, als der sich Goethes Mephisto vorstellt, ist zumeist kein gern gesehener Gast. Die unverblühte Ehrlichkeit wird eher als unpassende Grobheit aufgefasst und daher abgelehnt. Wer es weiß und danach handelt, ist klug.

Doch genug der Vorüberlegungen! Wenden wir uns zwei besonderen Spielarten der Verneinung mit unscharfen Rändern und bisweilen paradoxen Resultaten zu.

Die Vorsilbe *un-*, den Substantiven oder Adjektiven vorangestellt, bewirkt üblicherweise das genaue Gegenteil des positiven Ausdrucks – sei dieser ein Zustand, ein Vorgang oder eine Eigenschaft. Was nicht schön ist, nennt man *unschön* (oder noch direkter *hässlich*), die Opposition von *Glück* heißt *Unglück*, und wer nicht gehorcht, macht sich des *Ungehorsams* schuldig. Sieht man aber genauer zu, so begegnen einem laufend Überraschungen und Ausnahmen von der Regel – von der kleinen Abweichung bis zum schieren Gegensatz. Wie steht es etwa mit der *Untiefe*? Da bietet sich eine zweifache Lesart an. Das Wort kann, je nach Zusammenhang, entweder regulär eine seichte Stelle bezeichnen oder aber auch – genau umgekehrt – eine besonders gefährliche Tiefe bedeuten. Die Negation wird demnach zur Verschlechterung umgepolt.

Geht man im Geiste den einschlägigen Wortschatz des Deutschen durch, dann stolpert man ständig über vergleichbare Fälle. Einem *Unmenschen* machen wir die Zugehörigkeit zur Spezies Mensch zwar nicht streitig, aber sein Charakter erscheint bestialisch. Das *Unwetter* endlich gehört durchaus zu den meteorologischen Phänomenen: aber wir wünschen es weder den Bauern vor der Ernte noch uns selbst im Urlaub.

Teil 2 der „Tiefen und Untiefen der Negation“ lesen Sie im Dezember in den Uni-Nachrichten. **Oswald Panagl** war Universitätsprofessor für Linguistik an der Universität Salzburg und ist langjähriger Kulturreisende sowie Kolumnist in österreichischen Medien.

LESEstoff

Die Symphonien von Jean Sibelius

Die umfassende Reihe „Wissen“ des renommierten C. H. Beck Verlags, München, bringt Einführungen verschiedenster Disziplinen aus Philosophie, Kunstgeschichte, Geschichte u. a. – so auch aus der Musikwissenschaft, etwa mit werkmonografischen oder biografischen Darstellungen zu den unterschiedlichsten Komponisten. Der aktuelle Band von Mozarteum-Professor Dr. Joachim Brügge widmet sich den Symphonien und symphonischen Dichtungen von Jean Sibelius (1865–1959). Sibelius hat mit seinen sieben Symphonien ein umfangreiches symphonisches Œuvre vorgelegt, eingedenk seiner legendären 8. Symphonie, an der er wohl mehr als 20 Jahre lang komponierte, sie aber mit anderen Werken zusammen verbrannte. Vor allem seine 2., 4. und 5. Symphonie haben sich bis heute im Konzertsaal behauptet, ebenso seine symphonischen Dichtungen wie „Finlandia“ oder „Der Schwan von Tuonela“.

Joachim Brügge: Jean Sibelius – Symphonien und symphonische Dichtungen. C. H. Beck Verlag, München, 2009, 124 Seiten.



tungen. Ein musikalischer Werkführer. C. H. Beck Verlag, München, 2009, 124 Seiten.

Die Welt zu Gast in Salzburg

Auf Spurensuche weltberühmter Salzburg-Besucher begeben sich die beiden Autoren Peter Mittermayr und Hans Spatzenegger in ihrem neuen Buch „Die Welt zu Gast in Salzburg“, jetzt erschienen im Verlag Anton Pustet. In 36 kurzen Beiträgen zeichnen sie Episoden und Intermezzi großer Philosophen, Schriftsteller, Komponisten, Ärzte und Physiker in Stadt und Land Salzburg nach. Nicht selten hatten diese Begebenheiten sogar prägenden Einfluss auf deren Werk und die Nachwelt.

Einer der einflussreichsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts, Friedrich August von Hayek, kam 1969 nach Salzburg. Nach seiner Emeritierung an der Universität Freiburg hatte er an der hiesigen Universität eine Gastprofessur für Nationalökonomie angenommen. Ausgerechnet in Salzburg erreichte ihn auch die Nachricht von der Zuerkennung des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften

(1974), den er gemeinsam mit Gunnar Myrdal erhielt. Im Zug seiner Übersiedlung kaufte die Universität Salzburg seine Privatbibliothek um 1.750.000 Schilling (knapp 130.000 Euro). Mit dem Erlös erwarb Hayek ein Haus in der Firmianstraße in Leopoldskron. Im Lehrplan bestritt Hayek keine der Hauptvorlesungen.

auch, dass er in seinen früheren Wirkungsstätten mehr Raum für Gespräche mit Fachkollegen gewohnt war. In mediale Rampenlicht trat Hayek beim „6. Salzburger Humanismusgespräch“, dem jahrzehntelang bedeutendsten intellektuellen Forum in Österreich. Die Paris Lodron Universität würdigte seine wissenschaftlichen Leistungen mit der Verleihung des Ehrendoktorats 1974. Seine Privatbibliothek umfasst 6767 Titel, die sich heute im Bestand der Fakultätsbibliothek der Rechtswissenschaftlichen Fakultät im Toskanatrakt befinden. Auch Sir Karl Popper (1902–1994), einer der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts, hatte eine enge Bindung zu Salzburg und im Besonderen zur Paris Lodron Universität.

Dies ist vor allem dem Salzburger Philosophen Paul Weingartner zu verdanken. Der langjährige Vorstand des Instituts für Philosophie war mit Popper schon seit seinen Post-doc-Studien an der London School of Economics persönlich vertraut und hielt diesen Kontakt zeitlebens aufrecht. Über seine Initiative fand im



August 1968 ein internationales Kolloquium unter dem Titel „Induction, Physics and Ethics“ auf der Edmundsburg statt, bei dem Popper einen Vortrag über „Die moralische Verantwortung des Wissenschaftlers“ hielt. Am „7th International Congress of Logic Methodology and Philosophy of Science“

in Salzburg (1983) mit 900 Teilnehmern aus 60 Ländern hielt Popper zwei Vorträge: „Wahrscheinlichkeitstheorie“ und das „Einstein-Podolski-Experiment“. Die Paris Lodron Universität brachte ihre Anerkennung im Jahr 1979 mit der Verleihung des Ehrendoktors der Philosophie zum Ausdruck. Beim Festakt im Rittersaal der Salzburger Residenz hielt Paul Weingartner die Laudatio zum Thema „Poppers Philosophie in fünf Prinzipien“.